

Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

Großer Volkskalender des Lahrer hinkenden Boten

Karlsruhe, Im Digitalisierungsprozess: 1882-1942

Woas, Franz: Ein Jubiläum. Erzählung

urn:nbn:de:bsz:31-62042

wundert zum Gruß entgegen. „Wo kommst denn du schon her?“

Ganz nahe tritt der Jakob an sie heran und flüstert leis und hastig: „Das silberne Kettlerl mit dem Kreuzl dran mußt mir wiedergeben...“

Da fällt ihm die Dirn in die Rede: „Jetzt du bist mir aber der Rechte! Vor ein paar Wochen hast mir's g'schenkt und jetzt willst es wieder haben! Was hab' ich denn tan, daß d' harb bist auf mich? Gar nimmer anschau'n laßt dich, ob ich mir auch die Augen auswein' nach dir...“

„Red nit lang 'rum,“ unterbricht sie der Jakob aber ungeduldig. „Liegt dir ja doch nix an mir. Und mir nix an dir. Nur das Kreuzl muß ich haben, und daß dir nit gar z' leid is drum, schau, kaufft dir halt ein anderes dafür, ein schöneres.“

Wie die Kexel das viele Geld sieht, das ihr der Jakob hinhält, nestelt sie schnell das Kettlerl vom Hals und legt es in seine gierig danach greifende Hand. „Wann du so einer bist, daß d' alle vier Wochen ein'n andern Schatz hast, so brauch' ich dich freilich nit! Und dein Geld auch nit...“

Als der Jakob aber nur um die Ecke gebogen ist, hebt sie doch das Tüchel mit den Silbergulden, das er ihr auf die Hausbank hingelegt hat, schnell auf, schaut sich nach allen Seiten um, ob die ganze Geschichte auch niemand gesehen hat, und geht mit lachendem Gesicht in ihre Kammer zurück.

Und der Jakob schreitet mit wuchtigen Schritten die Landstraße dahin gegen die Talweite. Keinen Blick tut er mehr nach den heimatlichen Bergen, sein Auge hafet am Boden, als suche es im Straßenstaube nach etwas Verlorenem, Unwiederbringlichem.

Gegen Mittag hat er die Wallfahrtskirche „Maria am Wege“ erreicht. Mit zitternder Stimme bittet er den Priester, daß der das silberne Kettlein weihe und dem Gnadenbilde um den Hals lege „auf eine gute Meinung“.

Das gramzerwühlte Gesicht des Burschen spricht deutlich genug seine Not und Bedrängnis aus — da braucht der Priester nicht lange erst zu fragen. Nur das eine fragt er mit milder Stimme: „Willst du es der heiligen Gnadenmutter selber umgeben?“

Der Jakob schüttelt nur hastig abwehrend den Kopf und bleibt im hintersten Winkel der Kirche stehen, bis das einzige Schmuckstück seiner toten Mutter an der Statue der „Maria am Wege“ glänzt.

Dann geht er eilend weiter durch Sonnenbrand und Straßenstaub. Am Wege sprudeln Quellen und Brunnen, — er fühlt keinen Durst. In den Dörfern, die er durchleilt, laden schattige Wirtschaften zu stärkendem Mahl, — er fühlt keinen Hunger. Und es wird Abend und wird

Nacht, und er wandert immer weiter und weiter und fühlt keine Müdigkeit.

Am Morgen des nächsten Tages hat er die Stadt erreicht und fragt den ersten Schutzmann, den er sieht, nach dem Gericht, „wo die Leut' eing'sperrt werden, die einen Menschen erschlagen haben.“ Der Mann schaut ihm starr in das übernächtige Gesicht und sagt ihm höflich Bescheid. Ja, so freundlich ist er, daß er ihn gleich selber bis zum Tor des großen grauen Gebäudes bringt und dort einen andern Schutzmann bittet, er möge den fremden Burschen, der sich in der Stadt nicht auskennt, zu dem und dem Herrn führen.

Und endlich steht der Jakob Waldreuter vor dem Richter und sagt ihm ganz genau, warum er eigentlich da hergekommen ist. Und bittet mit aufgehobenen Händen, daß in der Schrift, die der Herr Richter da nach seinen Aussagen zusammenschreibt, vor allem auch das eine stehe: daß der Gruber Franzl keine Liebschaft hat gehabt mit einer andern Dirn und daß sein letztes Wort noch ein Beten ist gewesen für das Glück seines Weibes. Und daß er, der Waldreuter Jakob, nur den Baum auf ihn geworfen hat aus lauter Haß und Eifersucht... .

Eine Stunde später haben sie den Jakob durch allerhand lange Gänge geführt und dann in eine kleine Zelle geschoben. Es wäre gar nicht notwendig gewesen, die schwere Türe so fest hinter ihm zu versperren. Der Jakob hat sich ganz ruhig auf die harte Pritsche gesetzt, hat durch das kleine Gitterfenster auf das Stückchen graue Mauer hinausgeschaut und ein ganz zufriedenes Gesicht dazu gemacht. „Jetzt wird die arme Bachschusterin, die liebe, doch ihren Frieden wieder finden! Und vielleicht wird sie noch einmal so recht, recht glücklich werden...“

Ein Jubiläum.

Erzählung von Franz Woas, Wiesbaden.



er Christian!“

Die Frau hatte es laut ausgerufen; der Eimer, mit dem sie eben zum Brunnen hinüber gewollt, war ihr beinahe aus der Hand geglitten. Flugs setzte sie den Eimer auf die Fliesen hin, mitten im Hof ließ sie ihn stehen, und dann ging sie behende auf die weit offene Torfahrt zu, wo der junge Bursch eingetreten war. Im Gehen aber wischte sie sich noch geschwinde beide Hände an ihrer blauen Küchenschürze ab. Der junge Mensch, wie er jetzt so

hereintrat, einen guten Anzug am Leibe, mit glänzenden Stiefeln, ein neumodisch Hütlein etwas verdreht auf den Kopf gesetzt — der kam ihr so fein vor, fast wie wenn er einer von der Schloßherrschaft selber wär'; dem wollte sie natürlich eine fein saubere Hand hinreichen . . . und war es doch der Christian — ihr Christian!

Freudig sah sie ihn an, aber gleich stieg auch eine Sorge bei ihr auf.

„Du hast doch deine Stelle noch?“ fragte sie, ihn bei der Hand nehmend.

Verwundert schaute der junge Bursch drein; er vergaß, einen Guten Tag zu wünschen; statt dessen sagte er: „Wie kommst du mir vor, Mutter? Natürlich hab' ich sie noch; die kann ich behalten, so lange ich nur will . . .“

„Ja, aber warum . . .“

„Warum ich komme?“

Die Mutter nickte nur unruhig dazu.

Nun geriet der Christian aber schier ganz aus dem Häuschen: „Warum! Warum! Das frage ich. Ihr habt mir doch geschrieben, ich sollte kommen!“

„Ich?“ machte verwundert die Frau.

„Nein, du nicht, aber der Vater, und gerade heute, auf den Tag!“ war die Antwort.

„Warum nur?“ fragte er dann weiter. „Beinahe wär' ich gar nicht freigekommen — jetzt mitten in der Woche!“

Schon während diesem Reden und dann weiter auf dem Wege über den Hof hinweg nach der Haustür hatte der Bursch trotz allem raschen Hin und Her der Worte seine Blicke rechts und links gehen lassen. Er hatte den Hut abgenommen, als wollte er Kopf und Augen um so freier haben, um nur seine Blicke so recht überall hinschicken zu können. Blitzschnell gingen seine Augen über den ganzen Hof hin, über den Stall, den Wagenschuppen, die Luke zum Futterboden — alles besah er sich; über den schön gepflasterten Hof huschten die Blicke hin, am Brunnen hingen sie ein ganz klein Weilchen und schließlich blieben sie an dem Kutschhäuschen haften. Von Fenster zu Fenster gingen sie da, auch den Giebel hinauf, vom Giebel Fenster aber gar wollten sie nimmer los . . . Der junge Mensch hatte das Gespräch mit der Mutter gar vergessen, und mit einem sonderbaren Gemisch von Freude und Verdruß kam es bei ihm heraus: „Mutter, Ihr habt es einmal schön hier!“

Das tat der Frau wohl; aber sie erwiderte doch: „Du hast es auch schön drin in der Stadt.“

„Es ist nicht das,“ erwiderte er, schwenkte wie unzufrieden seinen Hut hin und her und sah sich immer wieder ringsherum um. „Ja, ja,“ fuhr er dann fort, „es ist alles ganz gut bei uns, und sauber ist auch alles; aber wie eng! Jedes Eckchen besetzt. Hier ist doch Luft, Luft!“

Er hob die Arme auf und holte tief, tief Atem.

Teilnahmvoll ruhten die Blicke der Frau auf dem Gesichte des Sohnes, aber sie sagte nichts; die Sorge war wieder im Aufsteigen bei ihr, und gleich fiel ihr wieder ein: Warum ist er denn hergekommen? Ja so, der Vater hatte ihm ja geschrieben. Was nur? Ihr war davon nichts gesagt worden; das war so seine Art . . .

Vor allem aber jetzt in die Stube hinein! Eine Tasse Kaffee sollte er haben oder was er sonst wollte.

„Ich will vorläufig nichts, gar nichts,“ so lehnte er aber ab. „Jetzt sitz' ich hier noch ein Weilchen.“

Damit setzte er sich breit auf die Bank vor der Tür, streckte die Beine von sich und reckte die Arme in die Luft. Wie war ihm so behaglich zumute!

Die Frau war ins Haus getreten; gleich knisterte ein Feuer in der Küche, eine Kaffee-



Damit setzte er sich breit auf die Bank vor der Tür.

mühle knarrte, und ein angenehmer Geruch ging durch die Luft.

Dem jungen Burschen, wie er dasah, zog jetzt ein Lied durch den Sinn, das er wohl in der Schule gelernt und gesungen, aber doch nicht so recht hatte gelten lassen:

„In der Heimat ist es schön . . .“

Als sie sich dann in der Stube zu Kaffee und Butterbrot hinsetzten, sah der Sohn, daß die Mutter eine dritte Tasse hingestellt hatte.

„Der Vater kommt gleich,“ sagte sie und schaute nach der Uhr; „er ist auf die Bahn gefahren, den Doktor abholen.“

„Den Doktor?“ fragte verwundert der Sohn.

„Ist denn jemand krank von der Herrschaft?“

„Ha,“ machte sie; „das weißt du nicht. Das ist ja gar kein richtiger Doktor; der Sekretär ist's, den der Herr jetzt hat. Nebenbei ist der auch noch Doktor.“

„Er wird so den Titel haben.“

„Ja, ja. Der wird jetzt immer nachmittags zum Dreiuhrzuge abgeholt, das heißt, wenn er nicht draußen herumreißt, was auch viel vorkommt. So um sechs bringt ihn der Vater wieder ab. An die acht Tage war er jetzt weg. Zweimal ist der Vater schon umsonst nach der Bahn gefahren.“

„So, so,“ machte der Sohn nur; ihn interessierte das nicht so wie die Mutter; für ihn gab es andere Dinge . . .

„Was macht denn die Mathilde?“ fragte er.

„Danach fragst du?“ Die Mutter brachte es etwas mürrisch und verwundert heraus.

„Warum sollte ich denn nicht? Wir waren doch immer gut Freund miteinander,“ erwiderte er etwas unsicher.

„Nun,“ fuhr die Mutter fort, „erstens schreibt ihr einander doch . . .“

„Wir einander schreiben?“ Er lachte gezwungen auf. „Nun ja, wie man's nimmt. Ich schick' ihr ab und zu eine Ansichtspostkarte, setze auch etwas Längeres Geschriebenes darauf, und sie? Ja, ja; mitunter bekomme ich wohl auch eine Karte von ihr; früher noch öfter als jetzt; seit Monaten hat sie sich nicht gerührt.“

„Darüber wunderst du dich noch lange?“ Sie sah den Sohn mit ihren großen, grauen ruhigen Augen an, daß ihm ganz sonderbar zumute wurde; deutlich stieg ihm eine Blutwelle in die Schläfe . . .

„Alle Wetter,“ sagte er rasch, „da fällt mir ein: ich hab' euch ja etwas mitgebracht.“

Nach stand er vom Tische auf und ging zur Tür. Mit einem sorgsam verschnürten Päckchen in der Hand war er bald wieder da.

„Das hatte ich ja ganz vergessen,“ sagte er eifrig; „auf der Bank draußen hab' ich's liegenlassen.“ Und behende machte er sich daran, die Verschnürung zu lösen. Gespannt schaute die Mutter zu; ihr mürrisches Wesen war weg. Es war doch ein guter Mensch, ihr Christian. „Was ist es denn?“ fragte sie.

„Nicht viel,“ erwiderte er bescheiden; „und kostet auch nicht viel; bekommt man alles gut und billig bei uns in der Stadt.“

Er packte aus: „Hier vorerst einmal ein paar Zigarren für den Vater, extra gute.“

Die Frau nahm das Päckchen und legte es sorgsam zu der dritten, unbenutzten Tasse.

„Weiter etwas für dich,“ fuhr er fort; „drei Apfelsinen, ganz gute Blutorange, hier außerdem ein paar Bananen . . .“

Die Mutter schaute auf: „Solche Dinger essen sie jetzt viel drüben im Schlosse . . .“

„Wir können's auch, Mutter,“ meinte er lachend und legte ihr die drei goldgelben Süßhörner fröhlich hin. „Auch eine Schachtel Dateln, Mutter . . .“

Munter kramte er weiter in dem Paket.

Plötzlich hielt er inne und ließ die Hand ruhen.

„Was hast du denn noch?“ fragte die Mutter, neugierig gemacht, und schlug das Papier auseinander — eine ziemlich große, schön eingeschlagene Tafel Schokolade kam zum Vorschein. Verlegen lachend schaute der Sohn drein.

„Die ist wohl nicht für unsereinen?“ fragte sie anzüglich.

Der Sohn erwiderte ihr nichts, räusperte sich und schaute sie auf eine wunderliche Art an.

„Für wen ist sie denn sonst bestimmt?“ fragte die Mutter weiter.

„Nun eben — für die Mathilde . . .“ kam es hastig bei ihm heraus.

„Das versteh' einer,“ und wieder wurde ihr Auge ernst und ihr Antlitz mürrisch. Sie schwieg eine Weile, und dann sagte sie mit ihrer schönen, klaren Stimme: „Das ist nicht recht von dir, Christian; die Mathilde sollst du in Ruhe lassen — jetzt.“

Ueberrascht, verlegener dabei als je sah er zur Mutter auf, und unsicher fragte er: „Wie meinst du das? Was weißt du denn?“

„Nun, sie ist doch hier gewesen.“

„Weit riß er die Augen auf, maßlos erstaunt: „Wer war hier?“

„Dein Wirtsmädel,“ kam es nun sehr ernst, sehr verstimmt bei ihr heraus.

Er war nahe daran, alle Ruhe und Haltung zu verlieren; es wollte sich etwas bei ihm empören, aber die Augen der Mutter — schauten sie auch groß und ernst drein, sie hatten auch wieder so viel Liebe und Güte an sich; er konnte ihnen nicht gram sein. Sie durchleuchteten und durchwärmten ihn, und es war ihm, als könnte und müßte er vor denen alles aufdecken, wie es wirklich war. Dann dachte sie ganz gewiß auch über all das anders als jetzt. Aber noch sträubte sich etwas in ihm, Eigenwille, selbstbewußte Männlichkeit — er war sich wohl auch selbst über alles noch nicht so recht klar . . .

Plötzlich fiel ihm wieder etwas ein. „Sie war wirklich hier?“ fragte er, noch ganz verwirrt. „Was wollte sie denn hier?“

„Spionieren,“ kam es hart bei der Frau heraus.

Er schaute sie verständnislos an.

„Nun ja,“ fuhr sie fort, tief ärgerlich, ja empört; „sie wollte doch herausbekommen, wer wir sind, was wir etwa haben . . .“

„Mutter!“

„Ob wir ihr auch gut genug sind — ha, dem Wirtsmädel!“ fuhr sie höhnisch auf.

„Das ist sie nicht,“ warf er erregt hin.

„Doch.“

„Sie ist Wirtstochter.“

„Na meinetwegen, aber sie bedient doch.“

„Allerdings.“

„Bedient jeden, der kommt.“

„In allen Ehren, Mutter . . .“ rief er.
Die Mutter lachte scharf dazu auf: „Mit dem Gesichte!“

„Hast du sie gesehen?“ fragte er lebhaft.
„Natürlich hab' ich sie gesehen, zufällig — das heißt, sie strich ja überall hier herum. Hübsch ist sie ja . . .“

„Nicht wahr?“ Ganz befriedigt fragte er's.
„Eine Schönheit. Was?“

„Ja, wenn der Satan schön ist . . .“
Plötzlich nahm sie ihn bei der Hand, hielt ihn daran fest, drückte die Hand, sah ihn mit großen Augen durchdringend an und sagte in warmem Ton: „Glaub mir, Christian, in dem Gesichte liegt nichts Gutes. Das ist nichts für dich. Für die Person bist du mir zu schade.“

„Weil sie Wirtsmädel ist?“

Hierauf antwortete die Frau nicht, sie wollte den Sohn wohl nicht noch weiter damit ärgern und erregen, aber dafür brachte sie etwas anderes vor: „Es war auch noch jemand bei ihr.“

„Wer denn?“ stieß er heraus; es kam ihm plötzlich eine Ahnung.

„Jemand in Uniform . . . mit großen Knöpfen hier am Kragen.“

„Hatte er sich doch alles richtig gedacht!
„Keinen Ton hat sie mir von alledem gesagt,“ sprach er verstört vor sich hin; „und er auch nicht . . .“

„Sie wird sich hüten,“ lachte die Mutter spöttlich auf. „Da siehst du also, wie sie ist.“

„Ach was,“ wandte er ein; „der Sergeant ist ja ein guter Bekannter von mir, wir haben zusammen gedient.“

„So? Dann um so schlimmer, wenn's gar ein Freund von dir ist.“

„Sie ist aber nicht schlecht, ich laß' mir das einmal nicht einreden,“ brachte er unmutig heraus.

„Da sagen es wohl auch schon andere Leute? Siehst du! Aber ich sag's nicht. Nur — sie gefällt mir nicht, gefällt mir einmal nicht.“

Der Sohn sah die Mutter darauf mit eigenen Augen an, so, als ob er sagen wollte: die Hauptsache wäre doch wohl, daß das Mädel ihm gefiele, ihm . . . Und ob's die Mutter wohl verstanden, was er sagen gewollt, fuhr sie fort: „Sie muß auch mir gefallen, mir und dem Vater. Wir wollen doch beide haben, daß es dir einmal gut geht im Leben; wir wollen das noch mit ansehen, mit erleben — weißt du.“

Sie nahm die Hand des Sohnes, drückte sie herzlich und setzte in etwas rauher Zärtlichkeit noch zu: „Christian, — Christel!“ — —

Jetzt hörte man draußen einen Wagen rollen. „Der Vater!“ sagte die Frau. Der Sohn sprang auf und trat zum Fenster. Durch das offene Hoftor sah er, wie drüben vor der Schloßrampe

ein Wagen vorfuhr. An der Rampe hielt der Wagen. Ein Herr stieg aus, grüßte kurz zu dem Kutscher hinauf und verschwand dann im Portale. Der Wagen aber rollte weiter und fuhr jetzt durch das offene Tor in den Kutschenhof hinein.

„Der Christian ist da,“ rief die Mutter zur Stubentür hinaus.

Der Kutscher auf dem Bock schwenkte mit der Peitsche, und über das Gesicht des Mannes



So stattlich der alte Mann auch auf dem Bock ausgehoben hatte — auf dem Boden stehend, sah er ganz anders aus.

glitt ein heller Strahl der Freude; gleich aber wurde dasselbe Gesicht wieder merkwürdig nachdenklich. Ganz bedachtam, wie mit besonders schweren Gedanken beladen, stieg der Mann von seinem Sitze herunter.

Der Sohn kam eilig dazu. Kaum daß er einen guten Tag wünschte, hatte er auch den Rock ausgezogen, seinen schönen neuen Stadtrock.

„Ich helf' dir, Vater,“ sagte er und griff auch gleich zu.

Der Vater wollte erst ablehnen. „Laß' mir, laß,“ wandte er ein, ließ es dann aber doch zu, daß der Sohn die Pferde von der Deichsel absträngte, daß er sie am Halfter nahm und sie in den Stall führte.

Merkwürdig! So stattlich der alte Mann auch auf dem Bock ausgehoben hatte — auf dem Boden stehend, sah er ganz anders aus, stark vornübergebeugt, die Beine matt und müde.

Dem Sohne fiel das mitten in der eifrigen Arbeit auf, die er tat.

„Mir fehlt nichts,“ war die Antwort; „aber — na, man wird halt alt . . .“

Die Frau hatte das von der Haustür her gehört. Mit einem Male wurde es ihr klar, warum eigentlich der Mann dem Sohne geschrieben hatte — und auch dem Sohne dämmerte so etwas . . .

Inzwischen war drüben im Schlosse der fremde Herr durch das Portal in die Vorhalle eingetreten. Den Diener, der gleich herbeigekommen, um den Ueberrock abzunehmen, hatte er mit leiser und dabei etwas heiserer Stimme gefragt: „Herr Geheimrat sind zu Hause?“

„Zawohl, Herr Doktor,“ war die im zarten Flüsterton gegebene Antwort des Dieners: „Herr Geheimrat befinden sich draußen auf der Terrasse. Werde den Herrn Doktor sogleich melden.“

Damit ging der Diener mit leichtem eiligen Schritt ab; der Doktor aber tat in der halb dunkeln Vorhalle einige lange, nachdenkliche Schritte hin und her. Dabei griff er sich in die Brusttasche, als wollte er sich vergewissern, daß er bestimmte Dinge wirklich bei sich habe.

Schon war auch der Diener wieder zurück.

„Herr Geheimrat lassen bitten,“ flüsterte er und ging dem Doktor voran, durch den langen Flur hindurch, bis er gegen dessen Ende hin linker Hand eine Tür öffnete. Erst ließ er den Doktor hier eintreten, dann trat er selbst ins Zimmer und sagte wieder im Flüsterton: „Herr Geheimrat lassen bitten, Platz zu nehmen.“

Der Doktor aber tat nicht so, blieb vielmehr in dem Zimmer eine Weile aufrecht stehen, schaute auf die Bilder, die an den Wänden hingen, und machte, daß die Zeit verging, auch hier wieder seine nachdenklichen Schritte auf und ab.

Plötzlich stand der Geheimrat vor ihm.

„Guten Tag, Herr Doktor,“ sagte er in einer gewissen kurzen, bestimmten und doch auch ein wenig hastigen Weise zu dem Doktor. „Ich warte schon einige Tage auf Sie.“

Der Doktor verbeugte sich nur, die Schultern zuckend.

„Das soll natürlich kein Vorwurf sein,“ fuhr der Geheimrat fort, indem er zugleich durch eine Handbewegung zum Platznehmen einlud, „ganz gewiß nicht . . .“

„Ich hatte immer rechtzeitig telegraphiert,“ fügte der Doktor rasch ein; verbindlich, sehr verbindlich sogar, aber doch deutliches Gewicht auf seine Worte legend . . .

„Aber sicher, Herr Doktor, es war das sehr schön von Ihnen. Nur natürlich, Sie werden mir nachfühlen können, daß ich Sie kaum erwarten konnte . . .“

Ein höfliche Verbeugung seitens des Doktors. Beide saßen einander jetzt gegenüber, der Geheimrat tief in einem niedrigen Sessel drin, der Doktor bescheidenweise auf einem Stuhle.

„Inzwischen sind nämlich,“ fuhr der Geheimrat mit leisem Anklang der Verlegenheit fort, „ich weiß nicht, haben Sie es gelesen . . .“

„Doch, doch, Herr Geheimrat.“

„Ist das nicht entsetzlich? Solch intime Sachen! Familiensachen, Dinge zwischen Vater und Sohn — ich frage einen Menschen, gehört so etwas in die Zeitungen?“

„Bei gewöhnlichen Menschen allerdings nicht . . .“

„Ah bah, gehen Sie mir. Da möchte ich ja lieber mein eigener Kutscher sein . . .“ brach schließlich stark unwirsch der Geheimrat aus.

Der Doktor lachte: „Um den werden sich die Zeitungen allerdings schwerlich kümmern, wenn er sich mit seinem Sohne — ungünstig steht. Aber man muß auch gerecht sein. Was für schwerwiegende Interessen hängen hier mit dem Streite zusammen?“

„Das ist freilich wahr,“ machte nachdenklich der Geheimrat.

„Ich habe,“ fuhr der Doktor fort, seine Worte mit Wohlgefallen betonend; „oder vielmehr . . . ich glaubte, die Beobachtung gemacht zu haben, daß gewisse Papiere an der Börse geradezu davon abhängen, daß sie steigen oder fallen, je nach den Nachrichten, die durch die Zeitungen gehen, wie Herr Geheimrat mit dem Herrn Sohne stehen.“

„Das glaube ich,“ bestätigte der Geheimrat noch unbefangen.

„Wer geschickt ist,“ fuhr der Doktor fort, ungemein verbindlich, hoch vorsichtig, süß geradezu, „der könnte — das nötige Kapital vorausgesetzt — geradezu ein Vermögen an dem Hin und Her verdienen . . .“

Nun wurde es aber dem Geheimrat zu bunt. „Das ist es ja eben,“ fuhr er auf und ballte die rechte Hand, die auf dem schweren, reichgeschmückten Ebenholztische auflag, zu einer Faust; „deswegen muß das alles aufhören. An meinen Besitz kann, Gott sei Dank, keiner heran, aber alles, wobei mein Sohn nur im geringsten mit hineinspielt, muß ich in die Hände bekommen. Alle die Aktien kaufe ich auf.“

„Es dürfte etwas viel werden, Herr Geheimrat . . .“ erlaubte sich der Doktor einzuwenden, und seine großen Augen glitten über die Papiere hin, die er der Brusttasche entnommen.

Der Geheimrat kümmerte sich aber um den Einwand nicht.

„Kaufe ich auf, und dann wehe! wehe! Ich erdroffele die ganze Bande.“

„Hm,“ machte nur der Doktor.

„Alle,“ setzte der Geheimrat zu, wie um sich selbst in seinen Entschlüssen festzunageln. „Alle ohne jede Ausnahme — wer es auch sei. Nach den Streichen, die man mir gespielt hat, soll ich noch lange Rücksicht üben?“

Dabei war er aufgestanden, hatte sich gedehnt und gereckt. Die Arme hatte er von sich gestreckt, die Fäuste hielt er geballt. Dieser gar nicht übermäßig große Mann stand da wie ein Bild der Tatkraft selbst; mit erhobnem Haupte, mit rollenden Augen . . .

Da fielen seine Blicke von ungefähr auf das große Oelbild in schwerem Rahmen, das an der Türwand in hellstem Lichte der Fenster hing,

das Bild einer überaus schönen Frau mit großen, milden Augen, und über sein Gesicht huschte etwas wie ein Zwiespalt der Seele . . .

Er ging noch einige Male stumm im Zimmer auf und ab, dann setzte er sich wieder in den Sessel. Seine Züge trugen jetzt deutlich den alten Ausdruck von Festigkeit und Willensstärke.

„Nun zur Sache, Herr Doktor!“ sagte er und klopfte mit den Fingern der rechten Hand auf den Tisch.

Der Doktor räusperte sich und begann: „Die zeitigen Geldverhältnisse des Herrn Sohnes sind — um den mildesten Ausdruck zu gebrauchen — ziemlich ungunstig. Er hat sein beträchtliches Kapital vollständig festgelegt und zwar bei Unternehmungen höchst zweifelhafter Natur. Nicht eine einzige von den Gesellschaften — ich habe gerade dies genau festgestellt — hat bis jetzt Ueberschüsse gehabt. Bei nicht weniger als dreien haben die Teilhaber sogar Zubußen zu leisten, und zwar in aller kürzester Frist, wenn sie nicht eben alles verlieren wollen. Das wird den Herrn Sohn — ich meine, das wird die Teilhaber hart treffen; den Herrn Sohn vielleicht deshalb besonders hart, weil er . . .“

Der Doktor, der bisher ruhig, geschäftsmäßig kühl gesprochen, stockte jetzt.

„Weil er, weil er . . .“ fuhr der Geheimrat etwas grob herein.

„Weil er,“ fuhr der Doktor fort, langsam und deutlich jedes seiner Worte betonend, „kein Barvermögen mehr besitzt . . . keinen Pfennig.“

„Hm“, machte der Geheimrat nur; sichtlich bezwang er sich, diese furchtbare Nachricht mit aller Kühle aufzunehmen; aber der Aerger und die Empörung machten sich Luft, indem er hervorrief: „Fünf Millionen hatte er . . .“

„Hatte er . . .“ wiederholte der Sekretär, und dabei gingen seine breiten Hände sonderbar hin und her. Nach einer kleinen Pause räusperte er sich und fuhr dann fort: „Worauf er nur noch rechnet — und wovon er lebt“ — wie spitz kam das heraus! — „ist Bankkredit, und ja, ja, es finden sich noch Banken — besonders eine; die allererste ist es natürlich gerade nicht; ich habe mich erkundigt . . . sie hat ihm sogar einen sehr beträchtlichen Kredit eröffnet, nachdem er gewisse Forderungen, die er hat oder die er — hm, sagen wir einmal — zu haben glaubt, an sie abgetreten hat . . .“

Bei den letzten Worten hatte der Sekretär wieder mit dem sonderbaren Spiel der Hände begonnen, und sein Gegenüber dabei eigentümlich angesehen.

„Gewisse Forderungen?“ fragte der Geheimrat. „An wen? Sie meinen doch nicht am Ende mich?“

Der Doktor nickte nur, und ein munteres Lächeln glitt ihm wohl wider Willen über das breite Gesicht.

„Nun hört doch verschiedenes auf,“ brach der Geheimrat los. „Was für Forderungen denn? Alle Welt weiß doch — in jeder Zeitung kann man's lesen — daß er von mir ein für alle Male abgefunden ist; schriftlich, notariell, mit seiner Unterschrift!“

„Ganz richtig,“ bestätigte der Sekretär, sah sein Gegenüber erst eine Weile prüfend an und setzte dann vorsichtig zu: „Von früher her — von Mutterseite . . .“

Der Geheimrat blieb zunächst ganz ruhig, und so fuhr der Doktor anscheinend kühl fort: „Er behauptet jetzt, bei der Erbschaft seiner Mutter sei er um anderthalb Millionen — benachteiligt worden . . .“

Der Geheimrat hob seinen Kopf strack auf, reckte die Schultern breit auseinander und sah dem andern mit großen Augen ins Gesicht. Es arbeitete in ihm.

„Und diese anderthalb Millionen,“ fragte er hart, kalt, eisigkalt; „ich kann mir's denken, die hat er in Bausch und Bogen jener Bank verschrieben?“

Der Sekretär nickte wieder nur, schlug die großen Hände wie zum Gebet zusammen und sah den Geheimrat freundlich eine Weile an.

„In Bausch und Bogen?“ sagte er dann. „Nun, wenn man das so nennen will: Für dreihunderttausend Mark nämlich.“

Der Geheimrat erwiderte kein Wort darauf; aber das Blut mußte ihm vor innerer Erregung in den Hals hinaufgestiegen sein; er arbeitete aufgeregter an Hals und Binde und räusperte sich laut und heftig.

Eine ganze Weile schwiegen beide; dann begann der Doktor wieder: „Das wäre der eine geschäftliche Teil meines Auftrages gewesen. Darf ich Herrn Geheimrat jetzt wohl auch noch über das mehr Persönliche, das damit zusammenhängt, berichten?“

Der Geheimrat blickte unwirsch auf.

„Ich meine,“ fuhr der Doktor fort, „es hängt damit sogar innig zusammen; ist vielleicht der ausschlaggebende Teil . . .“

„Bitte,“ erwiderte der Geheimrat und machte eine entsprechende Handbewegung dazu; aber sein Gesicht verdüsterte sich noch weiter; zwischen den Augenbrauen zeigte sich deutlich eine scharfe Falte . . .

„Ich habe den Herrn Sohn kennen gelernt,“ fuhr der Doktor fort. „Zufällig natürlich nur, und er hatte wirklich keine blasse Ahnung von — von meinem Auftrage. Ein netter, liebenswürdiger Mensch . . .“

Des Geheimrats Züge begannen sich leise zu erhellen . . .

„Vielleicht,“ setzte der andere weiter zu; „vielleicht — ich bitte um Verzeihung, wenn ich das so sage — ein wenig selbstisch, eigenwillig, mitunter eigensinnig . . .“

„Ein Dickkopf ist es,“ fuhr der Geheimrat barsch dazwischen, aber sein Auge war dabei hell und licht.

„Alles in allem nicht der schlechte Mensch — Verzeihung, Herr Geheimrat — als der er immer so hingestellt wird; nichts weniger als das. Ich möchte sagen: vielleicht nur nicht ganz widerstandsfähig — das ist alles.“

„Was soll das heißen — nicht ganz widerstandsfähig?“

„Er glaubt zu schieben — und wird geschoben.“ erwiderte mit freundlichem Lachen der andere.

Erstaunt horchte der Geheimrat auf: „Geschoben? Ja, in aller Welt von wem denn?“

„Das wissen Herr Geheimrat nicht? Sollten es wirklich nicht ahnen?“

Der Geheimrat klopfte voller Erregung mit der geballten Faust auf den Tisch; unruhig gingen seine Augen hin und her. Er wußte nicht recht, sollte er sich mit dem Manne da überhaupt in alle diese Dinge weiter einlassen? . . . Aber er hatte ihm nun einmal so heikle Aufträge gegeben; der Mann wußte offenbar auch schon alles, vielleicht mehr als er selbst. Wer weiß, was da noch alles herauskam . . .

„Eine schöne Frau,“ begann der andere in eigenem süßlichen Ton.

Der Geheimrat schaute wohl erstaunt auf, wußte aber doch gleich, von welcher Frau die Rede war.

„Verückend schön,“ fuhr der Doktor fort. „Etwas geradezu Faszinierendes hat sie an sich.“



Der Geheimrat klopfte voller Erregung mit der geballten Faust auf den Tisch.

„Ein Satan ist es,“ brach der Geheimrat aus. „Ja,“ machte der Doktor und wiegte Kopf und Hände hin und her. „Das ist wohl ein bißchen viel gesagt; aber das eine scheint mir festzustehen: sie hat ihn — sozusagen — an der Strippe. Er macht, was sie will, nur das. Auch die Geschichte von der mütterlichen Erbschaft ist ganz offenbar von ihr ausgegangen.“

„Meinen Sie wirklich?“ Es klang wie Erleichterung.

Jahres Hinführender Note für 1915.

„Aber ganz sicher, Herr Geheimrat! Ohne sie wäre er überhaupt gar nicht so verritten. Er hat für seine Person ganz bescheidene Lebensbedürfnisse. Aber sie! Ueberall muß sie dabei sein, und immer als erste! Ein ungeheurer Luxus, den sie treibt; immer will sie gefeiert sein . . .“

„Und dabei,“ warf der Geheimrat ärgerlich hin, „ich weiß nicht, ob das nun gerade auch schon allgemein bekannt ist: sie ist von Haus aus ohne Vermögen.“

„Sängerin war sie?“ fragte der Doktor ganz harmlos.

Der Geheimrat fuhr ordentlich zusammen: „Der Teufel auch, ist denn alles und jedes bekannt?“ Er hatte immer damit gerechnet, daß wenigstens die fatale Vergangenheit der Schwiegertochter so gut wie gar nicht bekannt sei. Er selbst hatte natürlich davon gewußt, als es sich damals um die Heirat handelte, und es hatte ihn stutzig, mißtrauisch gemacht. Das Entscheidende war aber ihre ganze Persönlichkeit gewesen; sie war ihm unausstehlich gewesen; mit Händen und Füßen hatte er sich gegen die Heirat gewehrt, bis zuletzt gewehrt; noch an dem unseligen Hochzeitstage selbst! Was konnte es ihn nützen? Der Sohn war sein eigener Herr, hatte sein eigenes Vermögen, konnte machen, was er wollte. So mochte es sein. Als dann aber schon sehr bald die ersten Schwierigkeiten kamen und das mütterliche Vermögen durchaus nicht hin und nicht her langen wollte, als ewig neue Ansprüche an den Vater kamen, da hatte er den Vertrag gemacht, den schriftlichen, notariellen Vertrag, womit der Sohn ein für alle Male abgefunden wurde . . . ein für alle Male! Für eine Weile, ja! Jetzt war doch wieder das alte Lied . . . — Ja, es war schlimmer als je. An dem Vertrage von damals war freilich nicht zu rütteln; dafür wurde die lange vergangene Erbschaftsgeschichte hervorgeholt. Wie häßlich, wie niederdrückend! In der Fülle des Lebens sitzend, in einem Schlosse wohnend, hoch über Tausenden von andern, geachtet von jedermann, von den eigenen Arbeitern geliebt und verehrt, von Kaisern und Königen gewürdigt, mit Auszeichnungen, Ehren, Würden, Orden überschüttet — und dafür uneins mit den einzigen, um die das Leben allein wert ist, daß man es lebt, uneins mit dem eigenen Fleisch und Blut! Ja noch schlimmer! Dies eigene Fleisch und Blut macht sich zum Feinde. Es setzt die Hebel an, um dies ganze stolze Gebäude von Ehre, Glück und Ansehen, woran Geschlechter gearbeitet, in Trümmer zu werfen. Vor Gericht mit dem Alten! Er ist ein Fälscher und Betrüger! — Wie abscheulich, wie entsetzlich, wie widerwärtig! Es war ja, um alle Lust am Leben daran zu verlieren. Wahrhaftig, jeder Kutscher hatte es besser. Aber

sei es drum! Ihm war der Kampf aufgezungen worden, nun heißt es: Durch! — Und ob's gegen den eigenen Sohn geht! Daß er sich dabei fremder Leute bedienen mußte, wie dieses Doktors da, der ihm im Grunde unangenehm, ja mitunter widerwärtig war, das war ganz gewiß nicht schön, aber es gehörte dazu. Die ganze Geschichte kam nun doch an die große Glocke, ja, sie war es bereits; um Gerichte und Advokaten, um Berge von Geschriebenem und Gedrucktem kam er nun doch nicht herum. Mochte das also sein! Er hatte es ja auch kommen sehen. Auf den ersten Blick, an der Nasenspitze hatte er es dieser Person, der ehemaligen Sängerin, angesehen, was sie für Unjegen ins Haus brachte. Aber sie sollten ihn kennen lernen; er war noch lange kein alt Eisen. Sie sollten sich die Zähne noch an ihm ausbeißen, all insgesamt. —

Ueber das ganze weitere Verhalten — so verwickelt und verwirrt auch die Dinge lagen — wurde man sich zwischen dem Geheimrat und seinem geriebenen Herrn von Geschäftsführer so ziemlich klar. Flugs begab der Sekretär sich an seine Arbeit, um Berge von Briefen zu schreiben. —

Der Geheimrat aber, von alledem wider Willen doch mächtig erregt, blieb noch eine kurze Weile allein in seinem Arbeitszimmer. Unruhig ging er mit weiten Schritten darin auf und ab.

Wenn ihn der Weg vor das Bild der verstorbenen Frau brachte, dann glitten so allerhand besondere Lichter in seinen unwirksamen Gedankengang hinein. Diese schönen großen ruhigen Augen! Ach, wie hatten sie ihm zu Lebzeiten so unendlich wohlgetan! Jhretwegen allein hatte er gearbeitet, gekämpft, gerungen und erworben. Ihr die Millionen! Sie war der Millionen wert. Und doch — gerade wieder diese unendliche Liebe und Güte der Frau — hatte sie ihm nicht den Sohn verzogen? Ganz gewiß — so war es! Welcher Widerspruch also! War es nicht vielleicht doch richtiger, hart und streng gegen die Seinen zu sein, den eigenen Willen durchzusetzen? Ach, wer löst die Rätsel dieses Lebens? —

Das Leben selbst wird sie schon schließlich einmal lösen, aber dann ist es zu spät; es hat keines mehr einen Gewinn davon. — —

Währenddem gab es gar nicht so weit ab von dem geheimräthlichen Arbeitszimmer gleichfalls Auseinandersetzungen, wo es sich um Vater und Sohn handelte. Das war in der Kutscherwohnung; nur daß da alles kürzer verlief, einfacher, glatter.

Der Vater hatte inzwischen seinen Platz hinter der dritten Kaffeetasse in aller Form eingenommen, und da wurde alles in wenigen Worten abgetan.

„Ich hab' dir geschrieben, Christian,“ begann der Vater; „du mußt heim. Ich kann einfach nicht mehr. Auf dem Bock geht's ja gerade noch; aber wenn ich unten bin, komm' ich mir wie zerschlagen vor. Und das Pferdputzen, das Wagenwaschen will mir gar nicht mehr gehen.“

Der Bursche machte große Augen; er sah erst den Vater an, dann die Mutter. Beide blickten ernst drein. Er wollte etwas Längeres erwidern; aber die Kehle war ihm wie zugeschnürt.

Schließlich sprach man von andern Dingen; das heißt: Vater und Mutter sprachen, namentlich der Vater, der jetzt ganz munter und aufgeräumt geworden war. Wiße machte er und erzählte aus seiner Soldatenzeit, der Kriegszeit. Der Junge hörte nicht recht hin; was ging ihm nicht alles durch den Kopf! Freilich hatte er wohl im stillen immer damit gerechnet, daß er einstmals hier sitzen würde, wo der Vater so lange gesessen; aber vorerst hatte ihn doch die Welt da draußen noch mächtig gepackt. Die Welt — und anderes . . .

Ein Gedanke hielt ihn schon lange im Bann: wie wär's mit dem Autofahren? Das alte Kutschenfahren paßt ja gar nicht mehr in die Zeit. Wo die Menschen, den Vögeln zum Trost, durch die Luft nur so sausen, da sollte er mit Kleppern weiter durch die Straßen holpern? — So hatte er sich ums Autofahren bemüht und es richtig fertiggebracht, das er's so nebenbei halb und halb heraus hatte. Keinem hatte er das bis jetzt gesagt; nicht einmal — der Wally . . . auch sie sollte überrascht sein; er wollte im gegebenen Augenblicke ganz besondere Eindrücke damit auf sie machen. Dieser Augenblick war am Ende gerade jetzt da . . . er dachte an den Sergeanten, mit dem sie hier draußen gewesen. Nun hatte das ja aber alles keinen Zweck und keinen Sinn, wo er nun doch hier heraus mußte. Denn ob die Wally sich hierher setzte? In diese Einsamkeit? Dieselbe Wally, die erst so recht aufging, wenn alles bunt und laut um sie wurde? — Ach, überhaupt die Wally! Er war doch sehr, sehr zweifelhaft an ihr geworden . . .

Alle diese Gedanken litten ihn nicht lange am elterlichen Kaffeetische; er stand auf, suchte sich seinen Hut und ging zur Thür.

„Ich muß mir ein bißchen die Beine vertreten,“ sagte er.

„Geh nur, geh,“ pflichtete die Mutter bei; „und grüß auch schönstens.“

„Grüßen? Wen denn?“ fragte er harmlos.

Die Mutter erwiderte weiter nichts, winkte nur verständnisvoll mit der Hand und machte sich dann mit den Kaffeetassen zu tun.

Schon in der Thür, hatte er plötzlich einen glücklichen Gedanken: „Aber, Vater,“ sagte er und blieb, den Hut in der Hand, am Türpfosten stehen; „wenn mich nun der Herr nicht will? Was dann?“

Der Vater schüttelte den Kopf: „Der will schon. Ich bitte ihn.“

„Und wenn er dir's abschlägt?“

„Das tut er nicht; verlaß dich darauf,“ erwiderte mit voller Bestimmtheit der Alte.

„Das weißt du so genau?“

„Ganz genau. Noch heute frag' ich ihn. Gerade heute.“

Ein seltsames Leuchten ging über das alte Gesicht des Mannes hin.

Der Sohn sah sich schon hier sitzen — hu, es grüselte ihm. Noch ein neuer Gedanke kam ihm zu Hilfe: „Oder wenn er sich auf einmal Autos anschafft?“

Da kam er aber erst recht böse an; der Vater lachte ihn einfach aus: „Das bißchen Autofahren! Das wirst du heller Kopf doch im Nu heraus haben!“

Hiergegen ließ sich allerdings nichts einwenden; im Gegenteil! Ganz stolz wurde er auf einmal, schon wegen der Worte, die ihm der Alte gesagt . . .

„Ich kann's ja schon,“ kam es fröhlich von seinen Lippen.

Der Alte lachte vor Befriedigung laut auf; die Mutter schmunzelte; an ihrem Christian war wirklich was dran. Der aber war mit einem Male wieder ganz aufgekratzt. Den Hut wieder in städtischer Art zerknüllt und schief gesetzt, ein Stöckchen in den Händen wippend, ging er ab, ins Dorf hinunter . . .

Wenn die großen Hüttenwerke ihren Arbeitern Wohnhäuser bauen lassen, so gibt das nicht geradezu Willen. Immerhin, wie sie so dastehen, am Waldestrande, leicht wider die Berge gelehnt, nach der Straße hin ein Vorgarten, mit einem soliden Dach, wohl umhegt, schauen sie doch freundlich drein. Hier innen ist gut sein; so sprechen die Fenster, und die Tür spricht: „tritt ein; es soll dich nicht gereuen . . .“ zumal wenn alles wohl gehalten und gepflegt ist, die Wände sauber im Anstrich, die Dachrinnen von jedem Pflanzengewächse rein, der Vorgarten frisch gerecht, die Bohnen sorgsam aufgebunden und alle Blumen dastehend in bunter Pracht . . . Gehört freilich, um all die Schönheit zu gipfeln, nur noch ein Menschenkind hinein, ein schmuckes, glückliches. Müßte sanft zwischen den Beeten hingehen, müßte hier rechnen, da hacken; könnte auch vor den Blumenstäuden stehen, um die Blüten aufzubinden oder um von ihnen einen Strauß zu binden. Zwischen den vollen Lippen müßte sie ein sinnig Liedlein durchträllern. Könnte meinetwegen aber auch so am Fenster sitzen, wie eins grad eben dasitz, am weit offenen Fenster, worum die grünen Weinranken zärtlich spielen und die blonden blauen Augen sich neugierig zudrängen.

Uebers Weißzeug tief gebückt sitzt der Blond-

kopf. Was die Nadel flink geht! Auf und ab! Sag, Blondchen, für was näht du? Ist wohl gar schon Aussteuer? Gesteh! Bist Bräutchen. Am Finger zwar glänzt dir kein Reif, und deine Wangen runden sich nicht in bräutlichem Frohmut. Hast du etwa Herzenskummer? Du blickst so ernst unter den langen, dunkeln Wimpern auf das weiße Gewebe hernieder. Hast du ihn gern und er dich nicht? Sag, wie steht's? Oder am Ende weiß er nur so gar nicht, daß du ihn so viel lieb hast? Am Ende ist er um eine andere herum, die seiner gar nicht wert ist? Dann muß er aber auch selbst nicht grad viel wert sein. Weißt du, was? Laß ihn laufen . . .

„Ach, wie gern schon möcht' ich ihn laufen lassen — aber ich kann's nicht und kann's einmal nicht, trotz alledem . . .“

Gelt, so denkst du, herziges Blondchen? Und wenn du's gleich nicht wahr haben willst — ist dir ja anzusehen. So ist es, und nicht anders. Aber schau — da kommt er.

Nicht von vorn, wie sich's wohl gehört hätte; nicht der Straße entlang, daß du ihn gleich hättest sehen müssen. Nein, aus der Nebenstraße her kommt er, von rückwärts, Schleichpatrouille. Dieser Schlauberger, der Christian! Wer hätt' ihm so Schliche angesehen? — Aber er stand und stand und schaute und schaute, und das Herz wollt' ihm springen bei dem Anblick. Sie war halt doch zu schön, zu lieb. Etwas Herzigeres gab's ja einfach nicht mehr zum zweiten Male in der Welt — und da, wo er herkam, erst recht nicht. Das war ja die Liebe, die Güte und die Schönheit selbst — den Atem hielt er an, daß er nur ja das Bild nicht verschleuchte; aber weiß der Kuckuck, wie es zugegangen, — war eine Ahnung über sie gekommen? War's ihr drahtlos telegraphiert? Auf einmal schaut sie auf, hebt die Wimpern von der weißen Näherei, und mit beiden Augen schaut sie stracks in ein anderes Augenpaar, das groß, hell, heiß auf sie niederbrennt . . . ihn sehen, ihn erkennen — und damit auf und davon! — das Nähzeug raschelte zum Boden hin, als lachte es höhnisch auf, und ein Fußbänklein fiel und machte „Krach“ dazu . . .

Ganz verduzt stand der Lauscher.

Nein, das hatte er sich doch nicht erwartet. Freilich, eines warmen Empfanges war er — nach alledem — ganz gewiß nicht sicher; aber daß sie vor ihm davonlief . . . nein, das war nicht schön, und er hatte es nicht verdient, wie er meinte.

Oder doch? hm, hm, Christian, bedenk dir's gut!

Und er bedachte es sich, bedachte sich's die ganze lange Zeit, wo er am selben Flecke weiter noch stand; dann machte er linksrum kehrt und ging wieder, woher er gekommen war — auf seinem Schleichweg nämlich . . .

Aber im Abschleichen befann er sich auf einmal: Wieder machte er kehrt. An den Gartenzaun trat er, tat das niedrige Türchen auf und trat hart ans offene Fenster heran. In die Brusttasche griff er, holte ein Päckchen heraus, ein sauber eingeschlagenes Päckchen, legte es sachte auf die Fensterbank nieder, nestelte dann an seinem Rock, holte die beiden Nelken hervor, die er da angesteckt getragen, und legte sie beide, die blendend weiße und die blutig rote, zu dem Päckchen auf die nämliche Bank.

Darin in den Stuben rührte sich nichts, kein allerleijestes Tönlein drang herfür. Was tat's? Er hatte einmal tun müssen, wie er getan. Ordentlich wohl und warm war ihm davon geworden, die Wangen färbten sich ihm, die Augen blizten ihm — so zog er ab. Jedoch bei Leibe nicht wieder hinten herum, sondern frei und frank am Häuschen vorbei, an allen drei Fenstern entlang.

Nun aber trieb es ihn wieder weit weg. Die Brust war ihm so voll von tausend und aber-tausend Gedanken, Wünschen, Hoffnungen . . . Er ging und ging — geradeaus und seitwärts; aufwärts und abwärts; die Felder entlang und in die Wälder hinein — es gab keine Welt mehr für ihn — als just die in ihm selbst . . .

Gegen sechs fuhr der Doktor, wie angefehrt, wieder heim. Der Wagen mußte ausnahmsweise lange vor dem Portale halten. Der Doktor war mit den vielen Briefen, die er zu schreiben gehabt, noch immer nicht fertig geworden, und dann dauerte es weiter noch eine geranne Zeit, bis sie vom Geheimrat unterschrieben waren. Bei einigen gab es Aenderungen. Der Geheimrat sprach — schon die Feder zur Unterschrift in der Hand — immer noch hin und her mit dem Sekretär, konnte nichts kräftig genug bekommen; während der Doktor mehr fürs Verbindliche war. Die Drohungen, das Spitze und Scharfe, das sollte nach ihm so mehr zwischen den Zeilen gelesen werden können, als unmittelbar . . .

Schließlich wurden sie aber doch einig. Einen ganzen Stoß Briefe in der Hand, zog der Doktor ab. Schon hatte ihm der Diener den Wagenschlag geöffnet, da kam der Geheimrat noch einmal herzu mit einem letzten Auftrage.

Auf dem Bock der alte Kutscher hatte seinen hohen, glänzend schwarz lackierten Hut mit der Kojette daran abgenommen. Flüchtig schaute der Geheimrat zu ihm hinauf.

„Geslaggt?“ fragte er. „Warum denn?“

Dabei zeigte er auf eine Schleife, eine kleine, weiß-grüne Schleife, die er am obren Ende des Reitstieles mit seinen scharfen Augen so gleich gesehen hatte.

„Zu Befehl, Herr Geheimrat,“ erwiderte der alte Kutscher. „Heut ist Jubiläum.“

Der Geheimrat lachte: „Ach was Jubiläum! Ich weiß von keinem Jubiläum.“

Damit trat er vom Wagen zurück, winkte dem Doktor noch zu, und die Pferde zogen an. Fort ging's. — —

Als dann etwa ein Stündchen später der Wagen wieder durch das Tor in den Kutschhof einbog, kam die Frau rasch herzu: „Du,“ sagte sie dem Manne, der noch auf dem Bocke saß, „der gnädige Herr hat herübergeschickt. Du sollst gleich, wenn du heimkommst, ins Schloß kommen.“

„Weiß schon, weiß schon,“ machte der Alte; er besorgte aber erst die Pferde, machte sich dann gehörig sauber und ging dann hinüber ins Schloß.

„Was ist denn eigentlich los?“ fragte ihn der Diener, nachdem er ihn in aller Form gemeldet; flüstern aber tat er hier nicht. — Der Kutscher zuckte nur mit den Achseln, als wüßte er von gar nichts — und doch wußte er ganz genau, was los war.

„Mein lieber Johann,“ so sprach der Geheimrat zu dem alten Mann, als sie nun einander gegenüberstanden, „es ist ja wahr: heut ist ein Jubiläum. Ich hab' es bei allem andern wirklich ganz und gar vergessen. Dein Jubiläum ist heute! Hinterher ist es mir eingefallen. Heut bist du volle dreißig Jahre bei mir im Dienst. Nicht wahr, das hast du gemeint?“

Dem Alten standen die hellen Tränen in den Augen, daß der gnädige Herr nun das doch selbst gewußt hatte.

Der Geheimrat schüttelte ihm kräftig die Hand. Dann ging er nach dem Schreibtisch, nahm einen Briefumschlag, der dort bereitlag, und händigte ihn dem Alten ein.

„So, Johann,“ sagte er dazu. „Hier hast du auch eine Kleinigkeit; tu dir etwas gut damit oder tu damit, was du willst. Im übrigen bleiben wir die Alten, und wenn du jemals einen besondern Wunsch hast . . .“

„Halten zu Gnaden, Herr Geheimrat,“ begann der Alte, holte erst noch einmal tief Atem und sagte dann rasch heraus: „Wollen Herr Geheimrat mich wohl entlassen?“

„Dich entlassen? Aber Menschenkind, warum denn?“

„Zu Befehl, ja, Herr Geheimrat — und meinen Sohn dafür einstellen?“ setzte der Alte geschwinde zu.

„Hm,“ machte der Geheimrat. „Fühlst du dich schon so alt?“

Der Kutscher beugte seinen mageren grauen Kopf.

„Du bist älter wie ich, Johann?“

„Dreiundsechzig, Herr Geheimrat!“

„Hoho, da wird's Zeit. Gut, gut. Und dein Sohn — wie alt?“

„Fast fünfundzwanzig.“

„Und nicht etwa aus der Art geschlagen?“

„Nein, Herr Geheimrat,“ erwiderte voll frohen Stolzes der alte Kutscher; „die Hand leg' ich ins Feuer für ihn.“

Was wandelte es da den andern so seltsam an . . . Voller Gedanken stand er da, und lange schwieg er . . .

„Sehen muß ich ihn aber doch vorher,“ sagte er dann.

„Er ist hier, Herr Geheimrat.“

„Schön, dann kommt ihr morgen früh beide herüber; Punkt neun Uhr laßt ihr euch melden.“

„Zu Befehl, Herr Geheimrat.“

„Alte treue Seele,“ sprach der Geheimrat und legte dem Alten die Hand auf die Schulter.

„Schon bei meinem Vater warst du. Und was hat meine verstorbene Frau für Stücke auf dich gehalten!“

„Es war eine gute Frau.“ Die Tränen stiegen ihm auf.

Rasch wandte der Geheimrat sich für eine kurze Weile ab; dann kam er auf etwas anderes:

„Eines verstehe ich nur nicht: Warum meldest du dich erst jetzt, erst heute? Bei dreißig Jahren? Warum nicht schon vor fünf Jahren. Bei deinem fünfundzwanzigjährigen Jubiläum? Das hätten wir glücklich verpaßt.“

Der Alte schwieg eine Weile; dann kam es zögernd bei ihm heraus: „Es wär' da wohl nicht so recht am Platze gewesen, Herr Geheimrat.“

„Warum nicht?“

„Es war gerade — der Hochzeitstag des jungen Herrn.“

Betroffen sah der Geheimrat drein. Der damalige Tag stand ihm plötzlich vor Augen und alles, was vorhergegangen war, was folgte und wie die Dinge jetzt im Augenblicke lagen — alles, alles entsetzliche Gedanken! Der Kutscher, dieser treue Diener des Hauses, mußte wohl von alledem so seinen Teil gewußt, geahnt haben; so hatte er sich bescheiden, rücksichtsvoll an seinem damaligen Ehrentage nicht gemeldet, nicht vorgedrängt; erst heute, fünf Jahre später kam er . . . was für eine treue Seele! — Um so freudiger streckte er ihm jetzt zum Abschied noch einmal die Hand hin: „Also morgen früh um neun!“

Wenn es nach ihm gegangen wäre, hätte er die Sache sofort ins reine gebracht; aber das war unmöglich; er hatte eine Abendgesellschaft für heute angesetzt — nur Herren, — eben fuhren schon die ersten Wagen und Autos an. —

War im Schloß ein ^{*}Essen und eine Feier, so gab es so etwas auch drüben in der Kutscherwohnung. Hier wurde das Jubiläum, das der Alte bis jetzt so sorglich verschwiegen, nun gefeiert. Freilich gab es hier nur einen Gast,

einen einzigen, und der ließ gar noch auf sich warten. Weiß der Kuckuck, wo er steckte; stundenlang war der Christian schon weg. Die Mutter hatte alles aufs schönste hergerichtet, ein blütenweißes Tisch Tuch aufgelegt; blitzblank stand alles Geschirr auf dem Tisch; das Essen war fertig, ein appetitlicher Duft kam von der Küche her. Alle sonstigen Gäste waren versammelt, nämlich Vater und Mutter — nur der dritte fehlte.

Der Alte war schon ärgerlich; er war so etwas gar nicht gewöhnt, und nun gar an seinem Ehrentage.

„Es muß ihm etwas passiert sein,“ sprach die Mutter voll Kummernis.

„Ach was,“ knurrte der Vater; „er sitzt irgendwo, im Anker oder in der Traube.“

„Der Christian!“ Die Mutter wollte ihn eben weiter verteidigen, da tat sich die Tür auf, und Christian trat herein.

Allerdings, er sah so aus, als käme er unmitttelbar aus dem Wirtshaus. Ganz verstört, wie abwesend und wirr blickte er drein. Er grüßte kurz, setzte sich und sah dann da, in ein Loch stierend. Als die Mutter, die Suppen-schüssel in der Hand tragend, an den Tisch trat, sah sie ihn in solcher Verfassung sitzen.

„Christian,“ sagte sie; „Christian!“ Wundermild sagte sie es, und da glätteten sich die Züge des Sohnes, und seine Augen blickten wieder ruhig, wenn auch ernst und nachdenklich.

Ueber den ersten Löffel Suppe faßte er sich dann ein Herz, und sehr bestimmt, wenn auch gepreßten Tones brachte er heraus: „Das will ich euch nur gleich sagen: hierher komme ich nicht; ich bleib' in der Stadt.“

Der Vater horchte auf und schaute mit großen Augen über den Suppenlöffel weg nach ihm hin. Die Mutter sagte: „Laß das jetzt; überleg dir's; über Schlaf es. Morgen ist auch noch ein Tag.“

Dann aßen und tranken sie miteinander, sprachen dies und sprachen das; der Vater erzählte aus den Kriegsjahren, die Mutter aus ihrer Mädchenzeit. So feierten sie den Tag. —

Drüben im Schlosse war es lange, lange lebendig; bis um ein Uhr nachts brannten vor der Rampe die beiden großen Laternen. Dann erst fuhren die Gäste ab. Es gab noch ein gewisses Durcheinander. Zwei Gäste waren von der Eisenbahnstation her einfach zu Fuß heraufgekommen; zwei Offiziere, die wohl den Wagen sparen wollten. „Der Geheimrat ist nicht so,“ hatten sie sich im voraus getröstet; „der läßt anspannen und uns mit seinem Wagen heimfahren.“

Aber darin hatten sie sich diesmal wenigstens getäuscht. Er war doch so: er ließ nicht anspannen — es war ihm gerade noch rechtzeitig eingefallen, daß sein alter Kutscher ja sein Jubiläum feierte. —

So mußten die beiden Fußgänger schon zu-
sehen, wie sie sonst fort kamen; man brachte
sie in den andern Wagen und Autos noch zur
Not unter.

Als die letzten Räder knirschend den Sand-
weg hinunter fuhren, verloschen auch die beiden
Laternen. Tiefe Nacht legte sich über das
Schloß, über die Nebenhäuser und das Dorf;
nur von der Hütte her glomm hie und da
ein Feuerschein auf.

Alles ruhte und schlief.

Schlief wirklich alles und jedes? — Im
Giebelzimmer der Kutscherwohnung lag einer,
der nicht schlief, wenigstens lange, lange nicht.
Nach drüben im Schlosse war einer, dem es so
erging; und als lange, lange nach Mitternacht



Im Giebelzimmer der Kutscherwohnung lag einer, der nicht schlief.

der Mond um den Schloßberg glücklich herum
war und nun endlich auch einen Blick ins Dorf
hineintun konnte, da fand er sein Spiegelbild
in den Tränen eines unglücklichen Menschen-
kinds. — —

Zeitig am Morgen war unser Christian trotz
allem zur Hand, aber nicht in seinem feinen
Stadtanzuge. Den hatte er sauberlich hängen-
und liegenlassen. Dafür hatte er altes Kleider-
zeug angetan und eine blaue Schürze vorge-
bunden; so war er in Hof und Stall munter
dabei, für den Vater Arbeit zu tun. „Er hat
sich's überlegt,“ sprach die alte Frau für sich,
als sie den Sohn so kräftig hantieren sah.
Nachdenklich sah sie ihm eine Weile zu; dann
nahm sie ihr Umschlagtuch um; sie wollte nur
einen kurzen Gang ins Dorf machen. —

Er hatte es sich wirklich überlegt. Was hielt
ihn schließlich in der Stadt? Doch nicht etwa
die Wally? Und die Arbeit dort auch nicht.
Dieses Hocken in dem engen Hofe, das Schlafen
in einer engen Kammer, dann der unruhige

Dienst, dieser unruhige Betrieb, heute dahin ge-
jagt, morgen dorthin; mitten in der Nacht oft
durch diese unerträgliche elektrische Schelle aus
dem warmen Bette geholt, und dazu die vielen
schlechten rohen Menschen um einen herum,
deren man nie sicher war, daß sie einen nicht
betrogen und bestohlen! — Nein, da war das
hier doch alles ganz anders, ruhiger, schöner,
friedvoller. Die schöne Wohnung! Der weite
Hof! Der prachtvolle Garten! Und dazu drüben
das Schloß! Denn das Schloß gehörte auch
dazu; man war ein Teil davon. Das war
eines wie aus dem Märchen. Von der rauch-
igen Hütte unten wußte man hier oben nichts,
auch um das dünne Dorf unten brauchte man
sich weiter nicht zu kümmern — nein, wirklich
nicht, nicht um einen einzigen Menschen darin,
und um ein gewisses albernes, hochmütiges Ding
erst recht nicht. Sie soll mir gewogen bleiben!
Es gibt noch viele andere in der Welt, und
wer hier einmal einzieht in die Stuben, in
Küche und Kammer als Hausfrau — das wird
sich zeigen.

So saß er auch ganz ^{*} aufgeräumt und munter
bald beim Frühstück und ließ sich schmecken, was
ihm Mutters Hand sorgsam und willig auf-
getischt hatte, während der Vater sich noch ein
wenig Ruhe vergönnte — es war schon der
Anfang der Ruhe, deren er sich nun bald ganz
erfreuen sollte! Als die Mutter den Sohn
aber fragte — am Abend vorher hatte sie es
sich wohl so recht nicht getraut — was die
Mathilde machte, ob sie nicht wiedergrüßen
lasse? — da gab es ihm doch einen gewaltigen
Stich ins Herz; aber er bezwang sich, und frank
und frei sagte er: „Sie ist vor mir wegge-
gelaufen wie ein Fohlen.“

„Siehst du, da hast du's,“ meinte die Mutter.
„Schade, schade!“ Und sie seufzte dazu.

Düster blickte er drein: „Ich bin ohne Schuld.“

„Wirklich?“ fragte sie und hob zweifelnd den
Finger.

„So wahr ich hier sitze, Mutter,“ beteuerte
er. „Ich schwöre es dir: ich habe mit der
andern — dem Wirtsmädel, wie du sie nennst —
nun ja, schön hab' ich mit ihr getan, warum
nicht? Aber nie und nimmer hab' ich etwas
mit ihr gehabt; nicht das geringste.“

Befriedigt nickte die Alte dazu. „Hm, hm,“
machte sie, schaute zum Fenster hinaus und
sann und sann. — —

Fünf Minuten vor neun Uhr standen Vater
und Sohn drüben im Schloß in der Halle.
Der Vater in seiner besten Livree, der Sohn
im sauber gebürsteten Stadtanzuge. Nur das
zerdrückte Hüttlein hatte er jetzt gerade gedrückt,
und so strack und richtig sah es aus — wie
ein Helm. Auf ihn wirkte die Pracht um ihn

herum, sie machte ihm einen gewaltigen Eindruck. Diese mächtigen Säulen! Die bunten Fenster! Die breite Marmortreppe, die Bilder in schweren Rahmen, die schweren Teppiche, der Marmorkamin, die beiden in Gold und Silber blinkenden Ritterrüstungen! Wie stach das alles ab gegen das, was er sonst gewohnt war — das kalte schmucklose Kontor mit den wenigen armseligen Sesseln und Tischen. Er kam sich gehoben und stolz vor, daß er einen Teil, wenn auch nur ein ganz kleines bescheidenes Teilchen von alledem werden sollte. Jetzt wünschte er das, und mit Zagen sah er dem Weiteren entgegen, ob es wirklich dazu kommen werde oder nicht.

Bald standen sie vor dem Gewaltigen, dem Herrn all dieser Herrlichkeiten.

„Das ist er?“ fragte der Geheimrat den Alten.

„Zu Befehl, Herr Geheimrat; Christian heißt er.“

Der Geheimrat sah den jungen Menschen prüfend an. Lange und fest weilten seine klugen durchdringenden Augen auf den Gesichtszügen des Burschen.

„Er ist über einen halben Kopf größer,“ sagte er.

Der Alte nickte dazu; freilich hatte er sich neben dem Sohne auch gereckt, aber den halben Kopf Unterschied brachte er halt nicht weg.

„Soldat gewesen?“ begann das Examen.

„Zu Befehl, Herr Geheimrat,“ gab der junge Mann rasch und bestimmt Bescheid.

„Gefreiter wie der Vater? Was?“ ging das Fragen weiter.

„Unteroffizier, Herr Geheimrat.“ Und dann kam der ein wenig selbstbewußte Zusatz: „Maschinengewehrabteilung.“

„So, so! Aber mit Pferden wissen Sie doch auch umzugehen.“

„Zu Befehl, Herr Geheimrat.“

„Und mit Autos?“

„Bin eben dabei, es zu lernen.“

„Hm, das ist gut, besonders gut. Siehst du, Johann,“ so wandte sich der Geheimrat jetzt lächelnd an den Vater, der ganz befriedigt war von dem guten Verlauf des Examins: „siehst du, was heut die Kutscher alles sind und können.“

„Die Söhne bringen's halt immer weiter als die Väter,“ kam es dem Alten über die Lippen; aber gleich darauf war es ihm, als ob er damit eine Dummheit gesagt hätte, eine unerhörte Dummheit sogar!

Der Geheimrat machte auch sofort ein Paar sonderbare Augen, und zwischen den Brauen zeigte sich eine tiefe, tiefe Falte. Es gab ein peinliches Schweigen . . . und etwas kalt klang dann, was der Geheimrat weiter sagte: „Ich stelle Sie also ein, Christian. Das Nähere wird dann mein Sekretär mit Ihnen vereinbaren.“

Ein wenig wärmer wurde er erst wieder, als er sich nun noch einmal an den Alten wandte:

„Damit wären wir also miteinander fertig, Johann. Du bekommst natürlich deine Pension. Es wird überhaupt für dich gesorgt. Was die Wohnung betrifft, darüber sprechen wir noch; im Notfall wird angebaut. Laß es dir also gut gehen, Alter.“ Damit reichte er ihm und dann auch dem Jungen die Hand hin. Die Sache war zu Ende. —

Als die beiden über den Vorplatz hinweg nach ihrem Kutschenhof hinübergingen, hielt der Alte seinen Kopf tief gesenkt. Er war ganz geknickt, ärgerte sich schwer über sich selbst: „Ich hätte das nicht so sagen sollen,“ sprach er vor sich hin.

Und sonderbar genug! Auch der Junge war nichts weniger als zufrieden. Auf einmal drückte ihn jetzt alles; gerade auch die Pracht, die doch vorher so mächtigen Eindruck auf ihn gemacht; jetzt machte sie ihm Angst, und das vornehme Wesen des Geheimrats war ihm beinahe zuwider. Seine ganze Stimmung war wie umgewandt. Die Neue kam über ihn — er hätte es doch nicht tun sollen! Seinen Eltern zuliebe gab er sich in lebenslange Knechtschaft — es war ja zum Verzweifeln!

Langsam folgte er über den Vorplatz hinweg dem vorausschreitenden Vater; es war ihm, als hätte er's noch in der Gewalt, als könnte er noch einmal zurück.

Da sah er ihn vor sich schreiten, den alten Mann, mühsam, gebückt. Dreißig Jahre lang, volle dreißig Jahre, ein Menschenalter lang hatte der die Knechtschaft hier getragen. So würde auch er selbst einst sein und aussehen und einhergehen, wenn die gleiche Zeit für ihn um ist.

Der Vater war inzwischen bis ans Tor des Kutschenhofes gelangt. Dieses schwere, hölzerne Tor war in seiner ganzen Breite geschlossen, und nur das Pförtchen in der Mitte, dieses Schlupfpförtchen, öffnete der Vater jetzt; schwerfällig hob er die Beine auf, um da hindurchzugehen. Von selbst fiel dann die kleine, schwere Tür hinter ihm wieder ins Schloß zurück; es gab einen harten, festen, knackenden Ton.

Düstern Auges sinnend blieb der junge Bursch außen stehen. Das Tor da vor ihm — es war seine Schicksalspforte, das fühlte er bis in die innerste Seele hinein. Hier handelte es sich darum: schritt er da hindurch oder nicht? — Noch war es Zeit; in seine Hand war es gegeben: noch konnte er umkehren, weggehen, um niemals wiederzukehren. Was tat er auch in dem Kasten da? In diesem Hof, ringsum eingeengt durch Scheunen, Ställe, Wagenschuppen? Das muß ja den Atem benehmen. Und darin nichts machen, als Pferde putzen, Pferde striegeln, Pferde anschnüren und abschnüren, Futter geben, Wasser holen — dreißig Jahre lang, ein

ganzes langes Leben lang, wie es der Alte getan. Wer hielt das jetzt noch aus?

Und derweile lag draußen die Welt mit allen ihren Herrlichkeiten! Die ganze weite Welt! Das Pfortlein in dem Tore winkte, die



Im Schatten des Tores stand eine Frauengestalt.

messingene Klinke daran blinkte in der hellen Morgensonne, als wollte sie ihn da hineinlocken; aber wie angewurzelt hasteten ihm die Füße am Boden.

Er war jung, kräftig, frei; die ganze Welt lag vor ihm offen. Ueberall gab es unerhörte Dinge zu sehen, wer weiß was für Menschen kennen zu lernen! Und was für ein Geld war zu verdienen! Hier war und blieb er ewig eingesperrt als Pferdeknecht . . .

Und warum das? Na, weil's der Vater gewesen; weil die da drin, weil Vater und Mutter es so wollten. War denn das recht? Konnte das von ihm verlangt werden?

Plötzlich fiel ihm etwas ein, woran er bisher gar nicht gedacht hatte: das war der Geheirat und dessen Sohn; wie die beiden miteinander standen und gestanden hatten seit jeher! Da hatte man ja ein Beispiel zum Greifen. Das war ja stadtbekannt! War es dem Jungen jemals eingefallen, zu tun, was der Vater gewollt? Nein, immer hatte er seinen eigenen Kopf gehabt und seinen Willen auch durchgesetzt. Himmel und Erde setzte der Alte immer in Bewegung, und der Junge tat doch, was er wollte; und auch geheiratet hatte der Junge gerade die, die er gewollt — keine andere . . .

Er, der Christian, aber, der sollte genau das

tun, was die Alten wollten — womöglich noch heiraten, wen sie wollten! Ei, das fiel ihm ja im Traum nicht ein. War denn überhaupt schon etwas festgemacht? Nein. Es sollte ja erst mit dem Sekretär noch vereinbart werden. Also! Noch war er frei —

Entschieden wandte er sich vom Tore ab.

Da lag die Welt! Von ferne sah er den Strom sich durch die Berge winden, sah ihn gleißen und glitzern wie einen endlosen Strom Silber und Goldes, der sprach: Nimm, greif zu . . .

Da schlugen Stimmen an sein Ohr. Rasch wandte er sich wieder um. Unmittelbar hinter der hölzernen Torwand sprach jemand; nein, mehrere sprachen; aber eine Stimme darunter tönte besonders hell und wohlthuend durch. Jäh durchzuckte es ihn, das Herz blieb ihm stehen. Ohne daß er's wußte, ging seine Hand nach der Klinke: das Pfortchen tat sich auf. Im Schatten des Tores, aber von eigenen Farben hell licht erstrahlend, stand eine Frauengestalt vor ihm — ein Mädchen in hellblondem Haar, lang und schlank und doch in anmutiger Fülle . . .

Ueberrascht standen sie beide voreinander, und mit großen hellen Augen sahen sie beide einander an, als gäb's halt nichts anderes auf dieser Welt . . .

Da war für ihn alles andere wie verflogen. Rasch trat er durch die Pforte, schlug sie fest hinter sich zu und fiel seinem Mädchen jauchzend um den Hals. —

Der boshafte Heilige.

Von A. Hellmann.



echt haltet aber d' Mäuler!" schrie der Jockelbauer in heller Wut und schmettete die Faust auf den Tisch, daß die Kaze mit ängstlichem Miauen zur Stubentür raste und die irdenen Häfen im Milchkänsterli schwankten und klapperten. Die drei Weibsleute, die um den Tisch herumsaßen und von denen zwei giftig aufeinander losgescholten hatten, verstummten augenblicklich und sahen erstaunt den Vater an, in den auf einmal so eine Mordscourage ge-

fahren war. So hatten sie ihn nur als Kinder einmal gesehen, in einem fürchterlichen Rausch. Damals hatte die Bäuerin — Gott hab' sie selig! —, vor der er einen heiligen Respekt gehabt hatte, noch gelebt, und nur in jenem Rausch hatte er sich auf sein Herrenrecht besonnen und war aufmarschiert. Nicht daß der Jockel sonst Abstinenzler gewesen wäre. Gott bewahre! ein